

DUISBURGER FILMWOCHHE

IL MIO CORPO

Sebastian Markt



*You can do anything in non-fiction.
You can only do one thing in fiction.
Joan Didion*

Was sichtbar ist. Eine Landschaft in Sizilien, Hügel, die in der prallen mediterranen Sonne baumgrün und dörrbraun schimmern, eingerahmt von einem Himmel, der blau leuchtet und weiß flirrt, oder schon übergeht in die Nacht, oder schon übergeht in den Tag.

Der Körper von Stanley, des gerade Erwachsenen. Beim Wischen des Kirchenbodens, beim Einräumen von Regalen, beim Hirten von Schafen. Bei etwas das Arbeit ist. Beim Kochen von Banku mit seinem Mitbewohner Blessed, am Strand, den Bauch voller Narben über die man nichts erfährt. Beim Tanzen, sich vergessend, und beim Schwimmen, als ob sein Gewicht für einen Augenblick suspendiert wäre in der Schwerelosigkeit.

Der Körper von Oscar, der bald kein Kind mehr ist. Schlafend im Auto, und wachgerüttelt von einem Schlagloch, über das der Vater den Laster fährt. Angespannt und verschlossen am Küchentisch dem Vater gegenüber, locker und offen wenn er und sein Bruder auf den Rädern durch die Straßen fahren. Beim Suchen nach verwertbarem Schrott im Müll, beim Schleppen von Stoßstangen und Kühlschränken. Bei etwas, das Arbeit ist.

Die Bilder sind immer weit, die Möglichkeiten nicht so sehr.

Was hörbar ist. Die Erzählung von Oscars Vater, über sein Unglück, an dem die Mutter schuld sei, die gegangen ist. Die Erzählung von Stanley, über den Fischeintopf und das Kochen seines Vaters in Nigeria, nachdem seine Mutter gegangen war. Was es bedeutet hat, übers Meer zu kommen.

Eine Erklärung aus dem Off, die bedeutet, das Blessed, anders als Stanley, nicht wird bleiben können. Das Rufen von Oscars Vater, als er ihn nachts nicht findet.

Stanley spricht viel, aber als sein Mitbewohner verschwindet, hat er kaum noch ein Gegenüber. Oscar spricht wenig und erträgt vor allem die Dinge, die sein Vater zu ihm sagt.

Dinge von Gewicht, die gesagt werden, und Nebensächlichkeiten, Dinge die ernst gemeint sind, und dahingesagt, und das Plätschern der Wellen, und das Rauschen der Blätter im Wind, und das Geklapper des Schrotts, und das Blöken der Schafe, und manchmal grunzt ein Schwein, und einmal singt jemand mit dem Fernseher mit. Und das Geräusch das die Welt macht, wenn sie nachts aus dem Auto gesehen an einem vorbeizieht.

Das Gebet, von dem der Titel herkommen mag, hört man nicht. Ganz am Ende, ungesehen, klingt "Stabat Mater" an, dazu findet schon fast kein Bild mehr. Was man gesehen hatte, ganz am Anfang, war Oscar, der aus dem Schrott und Müllhaufen, eine scheinbar unversehrte Marienstatue zieht. Oscar hält sie in den Armen wie ein Kind und seinem Vater und der Kamera entgegen. Ein Kind, das eine Muttergottes in den Armen trägt, ein Bild wie eine seltsam verkehrte Pieta.

Was sichtbar wird. Zwei Leben. Zwei Leben in Ausschnitten, an denen etwas erfahrbar wird, das über die Ränder der Ausschnitte hinausweist. Was sichtbar wird, das lässt sich an Begriffen messen, an Armut, an Arbeit, an Liebe, an Einsamkeit, an Teilhabe vielleicht, oder schlicht an Macht. Aber weil es Kino ist, lässt es sich darin nicht fassen.

Was sichtbar werden kann, das liegt an den Blicken, die geworfen werden und wozu sie sich fügen in den Schnitten. Was sichtbar werden kann, das liegt auch in den Blicken, die sich an etwas richten, das nicht da ist, die sich an etwas richten, das man nur vermuten kann, die sich an etwas richten, von dem man weiß, dass es fehlt. Das Kino kann etwas sichtbar machen, in dem es etwas nicht zeigt, nicht zeigen möchte, oder nicht zeigen kann. Und wenn man von Blicken spricht, dann meint man oft auch das Gesicht das den Blick rahmt. Von der Müdigkeit, und von der Angst, von dem Schabernack, und der Abwesenheit eines Blicks in einem schlafenden Gesicht.

Wenn ein Film ein Gebet wäre, an wen würde es sich richten?

Was wahr wäre. Ein Bild zweier Leben, die sich an Rändern bewegen, zwei Bilder eigentlich, die zueinanderfinden, die zueinander gebracht werden, die ein Bild werden. Am Ende in einem ganz unmittelbaren Sinn. Da gibt es ein Bild, das beide zeigt, im selben Ausschnitt, als wäre der ganze Film eine Konvergenzmontage, die endlich an ihr Ziel kommt. Eine Begegnung in der Nacht, in der keine Worte gewechselt werden, an einem Ort, der so sehr Ort ist, als er Nicht-Ort ist, in träumerischer Klarheit. Etwas, das die Auflösung nicht auflöst. Etwas, das das Kino ermöglicht. Eine wortloser, aber nicht sprachloser Moment, den Komplizenschaft zu nennen, zu viel und zu wenig wäre. Ein Bild das eine Wahrheit birgt, und eine Möglichkeit gegenseitiges Erkennens, das sich in einer Geste zeigt. Was schön wäre.